# Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

**Kunst — Leben — Wissen**

Erscheint täglich | Halle a. S., den 10. Mai | 1921 / Nr. 107.


## Seine Konkurrentin.

Roman von
**Fritz Ganzer.**

(13. Fortsetzung.) Nachdruck verboten

Also wirklich! dachte Vogelsang. Etwas wie Galgenhumor überkam ihn. „Dann dürfen Sie bezüglich ihres Gepäckes vollkommen beruhigt sein, denn Sie vertrauen es einem Kollegen an.“ Er sah ihr erstauntes Gesicht und fuhr fort: „Ich habe nämlich vor etwa vierzehn Tagen ebenfalls meine ärztliche Praxis in Zechlin begonnen und heiße Friedrich Vogelsang.“

Er weidete sich an ihrem grenzenlos überraschten Gesicht.

„Sie sehen mich total verblüfft,“ stotterte sie. „Ich hatte keine Ahnung, daß sich bereits ein Arzt in Zechlin niedergelassen hatte . . . Und da wollen Sie wirklich mein Gepäck mitnehmen? . . .“

„Aber warum nicht?“ fragte Vogelsang lachend. „Sie werden sich hoffentlich erkenntlich zeigen, und mir nicht alle meine Patienten wegschnappen.“

„Ist mir das peinlich, Sie gebeten zu haben,“ sagte Käthe Avenarius verlegen.

„Aber ich bitte Sie! Das gehört sich doch, daß sich Kollegen gegenseitig unterstützen . . . Wölich, laden Sie das Gepäck auf . . . Und, nicht wahr, Fräulein Avenarius, es bleibt bei dem Erkenntlichzeigen?“

6.

Brief Käthe Avenarius an Frau Julia Brettschneider in Lübeck.

Zechlin, den 8. Oktober 19 . . .

Liebste Tante!

Schilt mich tüchtig, daß ich erst heute die vielgenannte Feder „ergreife“, und Dir aus dem gesegneten Lande der Fettgänse, Spiritusbrennereien und Tabakskulturen das bewußte Lebenszeichen zu geben. Denn ich kann absolut keinen einzigen stichhaltigen Grund zu meiner Entschuldigung anführen, sondern müßte lügen, wenn ich es tun wollte. Und so bekenne ich denn reumütig: es war grenzenlose Faulheit, die mich nicht dazu kommen ließ, das arme Briefpapier mit meiner fritzlichen Schrift zu verunstalten.

Aber nun höre! Also seit dem 1. Oktober bin ich hier, um bisher noch nicht ergründet zu haben, weshalb ich eigentlich hier bin. Denn von Praxis keine Spur. Das ganze lieblich-nette, im bunten Blätterschmuck seiner vielen Linden, Kastanien und Obstbäume ungemein idyllisch anmutende Zechlin scheint von meiner Anwesenheit einfach keine Notiz zu nehmen und will es offenbar darauf anlegen, mich verhungern zu lassen. An dem schönen Porzellanschilde mit meiner Firma, das ich vor vier Tagen an dem Backsteinpfeiler der Gartenpforte anbringen ließ und das meinen gelehrten Namen und meine Sprechstunden in ziemlich aufdringlicher Schrift bekanntgibt, geht man männiglich teilnahmslos vorüber. Oder besser: man geht nicht vorüber. Denn das ehemals deinem Vetter gehörende Besitztum liegt im Weichbilde des Ortes, also abseits allen Verkehrs — wenn man in diesem traumhaften Zechlin, das eine Kleinstadt vierten Grades ist, von Verkehr überhaupt sprechen kann — und mutet an wie ein verwunschenes Schloß im Märchen. Und die Anzeige von meiner Niederlassung im „Zechliner Stadtblatt“, das dreimal in der Woche im kleinsten Kaseblattformat erscheint, muß wohl die erhoffte Wirkung nicht geübt haben. Wie gesagt: es kommt niemand.

Nun mußt Du allerdings wissen, daß ich Aeskulap in Zechlin nicht allein diene. Es ist auch ein Jünger unseres Gottes da. Ein Doktor Vogelsang, der etwa vierzehn Tage vor meiner Ankunft seinen Einzug in Zechlins Gassen gehalten hat. Ich hatte das Vergnügen, den Herrn Kollegen am Tage meiner Uebersiedlung vor dem Bahnhof in Küstrin kennenzulernen und eine Gefälligkeit von ihm in Anspruch nehmen zu dürfen, und ich denke, daß er das Geschäft macht und an meiner nicht vorhandenen Praxis die Schuld trägt.

Stelle Dir einen Mann in den sogenannten besten Jahren vor. Mittelgröße, schlanke Figur, sympathisches Aeußere. Einen etwas melancholischen Zug um den Mund, und die braunen Augen ein klein wenig traurig blickend. Also gar nicht so, wie man etwa auf Grund seines lustigen Namens vermuten könnte. Du siehst also: ich bin dem Herrn nicht gram, daß er mir das Feld abgrast und für mich kein Futter übrigläßt; denn sonst würde ich ihn Dir nicht so ausführlich und vor allem in so anerkennender Weise beschrieben haben.

Vorläufig bin ich meiner Konkurrenz dankbar, daß ich durch sie gewissermaßen aufs trockene gesetzt bin, und wünsche den Zustand der Tatenlosigkeit noch für die nächsten acht oder vierzehn Tage in Permanenz erklärt. Es ist ein so köstliches Gefühl, ganz Herr seiner Zeit zu sein und sich von keinem Menschen belästigt zu wissen. Nach dem nervenaufreibenden Aufenthalt in dem grenzigen Berlin, das einem keine ruhige Minute gönnte, wo alles in Hast und Wirrwarr ging, immer Geräusch, Staub und Gestank war, empfinde ich die göttliche Stille, die wunderiame Abgeschiedenheit dieses einzigen Zechlins wie das Geschenk einer gütigen Fee und bin Dir, liebe Tante Julia, vom Herzen dankbar, daß mir Deine fürsorgende Liebe zu diesem Paradiese verholfen hat.

Eine gütige Fee war nicht, aber zum mindesten eine köstliche Perle ist Therese Schulze, die Haushälterin Deines verstorbenen Vetters, die ich als Inventar mit übernommen habe. Sie ist in nicht nachzuahmender Weise um mein leibliches Wohl besorgt und füttert mich, als sei ich zu einer Mastkur hier. Ich muß sie nächstens bitten, ihre Fürsorge einzuschränken, sonst werde ich zu dick. Und das wäre scheußlich.

Damit das obengenannte Paradies nicht zu einer dauernden Einrichtung werde, hat mir der liebe Gott einen recht wenig angenehmen Nachbar geschenkt, der es in Gemeinschaft mit seinem dienstbaren Geist, der ausnahmsweise ein männliches Wesen ist, darauf anzulegen scheint, mir den Aufenthalt in Zechlin zu verleiden. Therese sagt, es wäre ein pensionierter Amtsgerichtsrat, der Thomsen heißt. Herr Thomsen und sein Diener sind offenbar bemüht, mich zu ärgern, und suchen alles möglichst heraus, um mir Unannehmlichkeiten zu bereiten. In aller Herrgottsfrühe, meistens schon vor sechs, trommelt man nebenan mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache wert wäre. Mit meinem Schlaf ist's dann natürlich jedesmal vorbei. Wenn der Wind vom Nachbargarten herüberweht, dann führt er einen scheußlichen Gestank mit sich, daß es nicht auszuhalten ist. Therese meint, der Amtsgerichtsrat jauchzt und tue das absichtlich so oft, um uns einen Schabernack zu spielen. Früher hätte er das nie oder doch nur sehr selten getan. Vorgestern habe ich mich in der Mittagsstunde mit einem Buch auf eine Bank im Garten gesetzt, als ich plötzlich von einem Wasserstrahl überschüttet wurde. Im nächsten Augenblick wurde das diabolisch grinsende Gesicht des Herrn Thomsen über der Mauer sichtbar. Er bat um Entschuldigung, es habe sich um einen verirrten Wasserstrahl aus seiner Gartenspritze gehandelt. Nun, ich machte gute Miene zum bösen Spiel, war aber so niederträchtig, zu bemerken, daß es Gott sei Dank reines Wasser und keine Gülle gewesen sei. Da verschwand das Gesicht des Herrn Spritzenmeisters mit ziemlicher Schnelligkeit. Warum man trommelt, jaucht und spritzt und anderen Unfug treibt und damit versucht, mich zu ärgern, habe ich noch nicht zu entdecken gewußt. Das schönste ist, daß ich mich nicht ärgere, sondern höchstens lächele. Jedenfalls bekommt man mich mit derartigen Kleinigkeiten von Zechlin nicht fort. Denn, Summa Summarum, es gefällt mir hier ausgezeichnet. Es ist nur nötig, daß etwas Praxis sich einstellt, wenngleich ich keinem Menschen gönne, daß er krank wird. Aber es ist doch nun einmal mein Beruf, mich mit kranken Menschen zu beschäftigen, und um das zu tun, bin ich doch auch letzten Grundes nach Zechlin gegangen.

Meine Nachmittagssprechstunde beginnt gleich, und da ich von meinem Platze am Fenster eben einen alten Herrn durch die Gartenpforte treten sehe, glaube ich, sie nicht wieder umsonst absitzen zu müssen, sondern meinen ersten Patienten begrüßen zu dürfen. Ich fühle mich sehr gehoben und beeile mich, zu ihm zu kommen. Hoffentlich kann ich Dir in Kürze von einem erfreulichen Fortgang meiner Tätigkeit berichten.

Darauf freut sich

Deine Dich herzlich grüßende

Käthe Avenarius.

Nachschrift, eine halbe Stunde später:

Es war leider abermals kein Patient, sondern der Kaufmann Salomon, der Therese frische Schleibücklinge offerieren wollte. Schade! Das heißt: Schleibücklinge sind auch nicht zu verachten. — Meinen Hunden geht es übrigens, wie ihrer Herrin, ausgezeichnet. Sie sind ebenso froh wie ich, nicht mehr in Berlin zu sein. Nachher werden sie mich auf einer Radtour begleiten. — Nochmals tausend Grüße. Käthe.

— — — — — —

Brief Friedrich Vogelsangs an Doktor Harnisch in Berlin:

Zechlin, den 10. Oktober 19 . . .

Mein lieber Harnisch!

Eine erfreuliche Entwicklung der Dinge, wie ich sie erwartete und von der ich Dir in diesem Briefe zu berichten hoffte, ist leider nicht erfolgt. Mein Stern ist in keine günstigere Konstellation getreten, sondern hat sich offenbar zu neuen unheilbringenden Gestirnen in Beziehung gesetzt.

Seit drei Tagen beschäftigt sich der Staatsanwalt mit feindin nennen darf, hat Anklage wegen fahrlässiger Tötung mir. Fräulein Katharina von Brandt, die ich wohl eine Todgegen mich erhoben. Ich bin bereits verhört worden, und in etwa vierzehn Tagen wird der erste Termin in dieser Sache stattfinden. Wenngleich ich davon überzeugt bin, daß mich kein Richter der Welt verurteilen kann, sondern ein Freispruch das Endresultat sein wird, so befürchte ich doch, nachteilige Wirkungen von diesem Prozeß erfahren zu müssen. Einem Arzte, gegen den eine Anklage wegen fahrlässiger Tötung erhoben war, kann man schlechterdings kein Vertrauen mehr entgegenbringen. Es wird mir daher nichts weiter übrig bleiben, als einen anderen Wirkungskreis aufzusuchen, sobald das Verfahren gegen mich erledigt ist.

„Wirkungskreis“ auf Zechlin angewandt, bedeutet übrigens heute blutige Ironie. Denn ich habe hier immer noch keinen solchen, erwarte auch nicht mehr, ihn zu bekommen. Meine Sprechstunden gleichen einer Kirche am Alltage. Ich sitze sie zwar treulich ab, könnte sie aber auch ebensogut benutzen, um Spaziergänge zu unternehmen. Niemand würde mich vermissen, kein Mensch auf meine Rückkehr warten. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es für einen Arzt, der es mit seinem Berufe ernst nimmt und der mit ganzer Seele an ihm hängt, etwas Niederdrückenderes und Entmutigenderes geben sollte als die Erkenntnis, überflüssig zu sein. Der Gedanke: es braucht dich niemand, niemand wartet auf deinen Beistand und erhofft von dir Hilfe, nimmt den Tag die Sonne und beraubt das Leben jeden Wertes. Ich muß meine ganze Willenskraft zusammennehmen, um nicht mutlos zu werden. Ich kämpfe hart, um meine Lebensauffassung zum Siege zu führen: ich will mich durch Widerwärtigkeiten nicht überwinden lassen. Aber ich weiß nicht, ob ich Erfolg haben werde. Und wer soweit gekommen ist, ihn in Frage zu stellen, der darf ihn kaum noch für sich erwarten. Du siehst also, daß die Episode Zechlin in meinem Leben zu einem glatten Mißerfolg sich zu entwickeln anschickt. Wenn sie nicht schon überhaupt einen solchen bedeutet.

Recht häufig beschäftigte mich der Gedanke, wie es in dieser Hinsicht der jungen Kollegin gehen mag, die sich am 1. Oktober hier niedergelassen hat. Ich lernte sie zufällig kennen und gewann von ihr den besten Eindruck. Ein frisches, heiteres Geschöpf. Dazu mit nicht gewöhnlichen Reizen ausgestattet. Man vermutet in ihr kaum die Aerztin. Das Blaustrumpfwesen, das so vielen unserer Berufsgenossinnen eigen ist, fehlt ihr völlig. Ich wünsche ihr von Herzen, daß sie nicht die Erfahrungen in Zechlin macht, die ich machen mußte, und ich würde mich ohne Einschränkung freuen, wenn sie Praxis bekommt. Irgend jemand muß sie ja schließlich auch in Zechlin haben. Denn es wäre doch ein unnatürlicher Zustand, wenn es hier nur gesunde Menschen geben sollte — so ideal er schließlich wäre.

Trotz des in meinem letzten Briefe zum Ausdruck gebrachten Mißtrauens habe ich die mir angebotene Wohnung gemietet. Ich kann nicht behaupten, daß ich restlos befriedigt wäre. Aber die Verhältnisse, in die ich mich damit begeben habe, sind erträglich. Die vermutete heiratsfähige Tochter ist tatsächlich vorhanden, aber man hat sie, soviel ich bis jetzt feststellen konnte, für mich nicht vorgesehen. Und auch Adelheid Salomon selbst beträgt sich korrekt und versucht nicht, mir des Tages häufiger „zufällig“ in den Weg laufen, um Verbindungen anzuknüpfen. Die vielgerühmte und Dir auch schon vorgestellte Wasserspülung ist leider nicht betriebsfähig, da das Reservoir Rostlöcher aufweist. Aber es ist Hoffnung vorhanden, daß ich in nicht zu ferner Zeit in den Genuß der neuzeitlichen Einrichtung treten kann, da sich mein Wirt mit Reparaturgedanken trägt.

Wann das sein wird, ist eine andere Frage. Hoffentlich wird sie nicht erst dann gelöst, wenn ich bereits den Staub Zechlins von meinen Füßen geschüttelt habe. Denn dies in absehbarer Zeit zu tun, ist der feste Vorsatz Deines mit seiner Niederlassung in Zechlin hereingefallenen, Dich herzlich grüßenden

Friedrich Vogelsang.

— — — — —

(Fortsetzung folgt.)

## Mittelstand 1921.

(Aus der Neuyorker Monatsschrift „Das Hilfswerk“, Organ des Central Relief Committee.)

Ein alter Mann sagt:

Vorige Woche haben wir von der Pendule gelebt,
Das Klavier hat der Gerichtsvollzieher verklebt,
Bleibt für nächste Woche nur das Büfett —
Und dann — dem toten Jungen sein Bett.

Deine heimliche Arbeit für das Schneider-Atelier,
Meine Botengänge für den Herrn Portier,
Und das bißchen Gehalt, das unsereins hat,
Machen uns lange nicht mehr satt.

Zum Schieber — ich tauge nicht für das Fach!
Für die Kohlengrube bin ich zu alt und zu schwach
Aber wer seinen letzten Anzug auftrug,
Ist für die andere — Grube alt genug!

Komm, Alte, heul' nicht! Sollst mit in mein Grab! —
Siehst du, wie gut, daß ich sie nicht abgab.
Zwei Patronen sind auch noch oben im Spind,
— Dann sind wir bei unserem toten Kind . . .

Börries von Münchhausen.

## Das letzte Erlebnis.

Novelle von
**Werner Suhr.**

(Nachdruck verboten.)

Da saß er nun über seine Arbeit gebeugt, rechnend und grübelnd, immer mit derselben aufreibenden Anspannung, derselben Gleichgültigkeit gegen alles andere ringsum. Nur um ganz notwendige Besorgungen zu machen, verließ er hin und wieder auf kurze Zeit sein Zimmer. Stets erst gegen Morgen fand er einen schweren, traumlosen Schlaf. Er war völlig indifferent gegenüber seinen sämtlichen Mitmenschen geworden und empfand es wohltuend, daß ihn keinerlei Veranlassung zwang, an ihren lauten Zerstreuungen und Geschäften teilzunehmen. Die ganze Stadt, die er einst wie etwas Lebendes geliebt und von sich aus mit der Naivität und Beharrlichkeit eines jungen und unverbrauchten Menschen zu erobern versucht hatte, von der er jeden Winkel, jede und auch die verborgenste Schönheit kannte, schien ihm plötzlich uninteressant und langweilig zu sein. Er vermochte in ihr nur noch etwas Ueberflüssiges zu erkennen, das Menschen seiner Art unter den allereinfältigsten Vorspiegelungen höchstens ihrer notwendigen Ruhe und ihres Gleichgewichts beraubt. Er begann all ihre verschiedenen Geräusche, ihre schnell und elegant dahinjagenden Autos, den Lärm von Pferden und Wagen, von spielenden Kindern, ja selbst den Geruch verschiedener Straßen zu hassen. Mit der Zeit glaubte er in jedem zufriedenen Bürger, den er eilig seinen Geschäften nachgehen oder sich einem dieser ewig klingelnden oder hupenden Verkehrsmittel anvertrauen sah, einen persönlichen Gegner zu entdecken. Es wurde ihm immer unmöglicher, die Hast dieser stets geschäftigen, korrekt gekleideten Menschen zu verstehen. Ueberall schienen sie Unruhe und eine häßliche Atmosphäre von Geld, Politik und schnell genossenen Speisen zu verbreiten. Bei der Arbeit, wie er sie kannte, war Alleinsein wie auch Stille unbedingtes Erfordernis. Tag für Tag, Abend für Abend bis in die Nacht blieb er mit seinen vielen, überall herumliegenden Plänen allein. Kaum daß die Wirtin, eine runde und unschöne Person, alle Stunden einmal nach den Wünschen ihres Mieters zu fragen kam oder in einer großen Schüssel ihm das Mittagessen brachte, das er stets nur zur Hälfte und ganz nebenhin beim Lesen eines Buches verzehrte. Sein Zimmer war schmucklos und sehr klein. An schönen Sommerabenden sah wohl hin und wieder ein Strahl untergehende Sonne durch die nie ganz sauberen Fensterscheiben, aber schon nach wenigen Augenblicken irrlichterte er traurig und enttäuscht wieder davon.

Bis plötzlich, an einem absolut unauffälligen, aber sehr warmen Julitag, alles anders, ja direkt ins Gegenteilige und nie Vermutete geändert ward. Bei einer Gesellschaft, in die er halb widerwillig und nur, um einen sonst nicht erreichbaren Freund zu treffen, gegangen war, hatte er, der seit langem auf keine weibliche Erscheinung achtgegeben, sie getroffen, die von nun ab und ohne es zu wissen, seinem eintönigen Leben eine völlig andere Richtung gab. Sie stand, als er sie kennen lernte, mit ein wenig geöffnetem Mund, so daß man die weißen und regelmäßig gestellten Zähne mehr vermutete als sah, leicht vornübergebeugt am Kamin und hatte einen hellen Glanz in ihren Augen. Nur einen Moment hatte ihr weicher, frauenhafter Blick ihn voll und gütig getroffen, indes ihr Mund, sich kaum auffällig bewegend, einige freundliche, fremd betonte Worte zu ihm

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210510026/fragment/page=0001

sprach. Damit war es aber auch schon über ihn gekommen, was ihn den ganzen Abend und später nie wieder ganz verließ. Wie ein verliebter Gymnasiast mit eigentlich nicht erlaubter Neigung kam er sich vor. Er errötete plötzlich, als jemand etwas ganz Belangloses sagte, und ertappte sich selbst dabei, wie er sich emsig bemühte, in der Nähe jener sonderbaren und schönen Frau zu bleiben. Sie trug ein hellgelbes Kleid, dessen er sich nach Monaten noch bis auf den spärlichen Schmuck zu erinnern vermochte.

Von diesem Abend an konnte er sich nicht mehr mit seiner kurz vor dem Abschluß stehenden Arbeit befassen. Etwas hatte ihm die ewig gleiche Ruhe seiner Tage und Nächte geraubt. Es pulste und fieberte fortwährend in ihm. Sein Blut sang. Und obgleich dies alles leicht erkennbare Zeichen seines heftigen Verliebtseins waren, hätte er es lächerlich und unstatthaft gefunden, sich derartiges einzugestehen. Er fühlte sich nur jung und maßlos glücklich in diese neue Lebensmöglichkeit gestellt. Es genügte plötzlich, Mensch zu sein, ohne den Motor nach Ruhm und Erfüllung jagenden Tuns. Er tat jetzt tagelang nichts. Er lächelte; ein eigenartiges, ihm gänzlich fremdes Lächeln, das er voller Verblüffung im Spiegel fand, und dann ging er auch viel und mühig im Park spazieren, wo er vier kleine zahme Rehe von seinem flachen Handteller fressen ließ. Einmal am Morgen hob er ein kleines, auf seinem Wege hingestürztes Mädchen auf, das heftig schrie. Er versuchte es sehr schwerfällig auf eigene Art, aber mit viel Erfolg zu trösten. Bis die Bonne des Kindes kam, sich verlegen bedankte und er mit ihr ein harmloses Gespräch über die anhaltende Milde des Wetters begann. Er schien sichtlich zufrieden mit sich und ging dann, höflich grüßend, weiter, zweifellos in dem angenehmen Bewußtsein einer guten Tat. Sein Gesicht wies um Mund und Nase freundlich zu deutende Falten auf, im ganzen einen eigenartigen Ausdruck von vordringender Güte, Milde und weichender Liebloſigkeit. Beim Nachhausegehen pflegte er jetzt einen großen Strauß Narzissen zu kaufen, den er in seinem Zimmer in eine hohe Delfter Vase tat. Am Abend konnte er aber leicht wehmütig werden. Er schluckte dann inständig, und seine Augen hatten eigentümlichen Glanz. Im Bett betete er sogar. Doch ein starkes Gefühl der Beschämung überkam ihn, wenn er seine großen Hände so kindlich gefaltet auf der weißen Bettdecke sah. Am liebsten hätte er laut vor Rührung über sich selber geweint. Er befürchtete aber, die Wirtin oder sein Nachbar könnten ihn hören, und sah nur traurig zur Zimmerdecke empor . . .

Oft sprach er langsam und zärtlich ihren Namen aus. Er legte besondere Betonung auf den einzigen Vokal. Seit jenem Abend hatte er sie nie mehr gesehen. Es genügte zu wissen, daß sie war. Heimlich aber hoffte er, sie möchte durch irgendwen wohl von seiner auffallenden Veränderung erfahren. Eines Abends, er versuchte gerade etwas Lustiges und Selbstkomponiertes zu pfeifen, ohne sich dessen übrigens näher bewußt zu sein, las er in einer auswärtigen Zeitung die unbedeutend gesetzte Anzeige von ihrem Tod. Mitten im Ton brach er ab; bloß seine Lippen blieben noch ein wenig gespitzt, und er ließ sich in das weiche Leder eines Sessels fallen. In diesem Moment waren die Adern an seinen Schläfen unheimlich straff. — Nach wenigen Minuten kannte er die Worte auswendig, die ihm mit einem eigentümlichen Klang, fast mit einem Geruch von Stillstand und Verwesung behaftet schienen. Schweigend, ganz nach seiner Gewohnheit mit der linken Schulter zuckend, machte er sich mit gänzlich unnötigem Aufräumen seiner Bücher zu schaffen. Keins schien mehr auf dem ihm zukommenden Platz zu stehen. Endlich setzte er sich mit blassem und gänzlich verändertem Gesicht an das geöffnete Fenster und sah angestrengt, wie etwas sachend, hinaus. Seine Augen ergriffen nichts. Eine große Leere trat in ihm ein. Plötzlich, als habe er nicht vorhin noch von seinem jungen Reichtum genossen. Der Pendel der Uhr zerpflückte die Zeit. Und er fühlte, wie er allein war und vermochte nicht zu begreifen, weshalb? Er versuchte sich einzureden, daß er von jeher allein sei. Aber diese Lüge war eine Täuschung, über deren Plumpheit er gleich darauf erschrak. Der Motor seines bisherigen Lebens schien still, etwas Bedeutsames, das Wertvollste in ihm, das er aber nicht zu benennen vermochte, verließ ihn, und er hatte keine Kraft, es zu halten. Völlig verlassen, unter Sternen plötzlich vereinsamtes Kind, krank und hilfebedürftig kam er sich vor. Wo war seine Mutter geblieben?

Vergebens versuchte er sich in der Erinnerung an jenen Blick, der ihm einst so viel Gutes getan, wieder aufzuraffen, die unerlaubte Sinnlosigkeit seines Verfalls zu sehen. Keinerlei Hoffnung keimte auf. Er hatte das Gefühl, seinen eigenen Tod zu erleben. Er führte, als wollte er sich selbst beruhigen, seine Hand mehrmals leicht über sein Haar. Völliger Verzicht saß er am Fenster, in schweren Atemzügen sein Glück verhauchend. Am folgenden Morgen ging er nicht wie bisher spazieren, sondern saß wie am Abend vorher am Fenster. Seine kleine Spielgefährtin im Park, die er einmal so erfolgreich getröstet hatte, sah vergebens nach ihm aus, wurde traurig und fing an zu weinen. Der Sonnenstrahl aber erblickt in den nächsten Tagen einen Kranken, der das Gesicht der gänzlich Hoffnungslosen hat. Wohl erinnerte sich dieser, wie dem Achtzehnjährigen, als ihn zum ersten Male die Nöte und der Schmerz einer unerwiderten Liebe gepackt, die Musik — verfängliche Süße Haydns und beklommene Herrlichkeit Sebastian Bachs! — zarte und helfende Trösterin gewesen war. Aber mochten junge Menschen immerhin ihre tiefstes und erstes Unglück in gefühlvolle Töne ertränken — ihm sagten die nichts! Stundenlang saß er so allein mit einem eigenartigen schmerzlichen Ausdruck in dem schmalen, durchrachteten Gesicht. Er fühlte, Verzweiflung, Irrsinn war nah. Doch ein milder und regnerischer Morgen sah ihn ganz still, die Lippen ein wenig geöffnet und den Kopf müde auf die Brust gelegt. Der Pendel der Uhr zerpflückte die Zeit . . .

Neugierige Menschen kamen, entdeckten am linken Oberarm eine unterlaufene Stelle, blau umrandet, in der Mitte ein winziges Loch. Der Arzt, ein gutmütiger, mit wasserblauen Augen versehener Mensch, sprach den allen unfaßbaren Namen aus. Er war lateinisch und bedeutete ein kostbares und seltenes Gift . . .

## Das fliegende Wort.

Von

**C. A. Roellinghoff.**

(Nachdruck verboten.)

Ein Wort fliegt aus Herzen in Bücher, aus Fenstern auf die Straße. Unten fängt es ein Schusterjunge auf und trägt es jubelnd mit sich fort an den Hafenkai, wirft es in den Mastenwald, und hundertfach, tausendfach dröhnt es zurück aus den gebräunten Brüsten der löschenden Matrosen. Ein altlicher Mann klopft mühsam einen Quaderstein in die atmende Straßenerde. Und in vielen langsam tropfenden Schweißperlen funkelt das Wort. In die Fenster der Schulen dringt es und frisch lachend hockt es an den Kanten der schwindelhohen Fabrikschornsteine, dort, wo der Rauch in dicken Schwaden hervorquillt. Es saust auch zuweilen den langen, dunklen Schacht hinunter und springt unten als Funken aus der Esse, den halbnackten Gießern ins Gesicht. Es jagt zwischen den Fängen der Jagen, die die weißglühenden Bleischlangen zähmen. Dann fliegt es wieder hinaus durch die blinden Fenster der Werkstatt. Nun kauert es in einem jungen Fliederblütenteich, im Fenster einer langweiligen, ach urlangweiligen Amtsstube. Der alte, vertrocknete Kanzlist riecht daran und freut sich und lächelt und atmet auf. Und wieder fliegt es weiter, das Wort. Es fliegt einem Manne nach und kann nicht in ihn eindringen. Der Mann hat andere Dinge im Kopf. Er weiß, zum Beispiel, nicht, wieviel Dynamit er an die bezeichnete Stelle legen muß.

Und das Wort schüttelt sich vor Ekel so heftig, daß seine Buchstaben beinahe auseinanderfliegen . . .

Und dann flattert es frischen Mutes weiter in seinem unendlichen Kreislauf über das wunde Land, das an ihm allein genesen kann, das Wort: Arbeit! . . .

## Zeitschriftenschau.

**Reclams Universum** (Verlag: Philipp Reclam jun., Leipzig) ist noch immer die Weltrundschau von altbewährter Güte, als die wir die Zeitschrift schon Jahrzehnte lang kennen. Jedes Heft beweist von neuem, daß alle Gebiete des Wissens, der Kunst und des Lebens in Wort und Bild in Reclams Universum berührt werden, daß es die universelle Zeitschrift für Haus und Familie ist, da jeder in ihm irgend etwas finden kann, was ihn interessiert und Unterhaltung bietet. Es stellt eine gute Ergänzung zu dem dar, was in den Tageszeitungen berichtet wird, es ist im gewissen Sinne selbst weiter nichts als eine illustrierte Tageszeitung, in der glücklicherweise nur ein Gebiet nicht berücksichtigt wird: das Gebiet der Politik.

Eine hauptsächlich politisch und wissenschaftlich orientierte Zeitschrift ist die monatlich erscheinende **„Natur und Gesellschaft“** (Verlag der „Natur und Gesellschaft“, Berlin). Das Maiheft enthält einen Nachruf für den jüngst verstorbenen Professor der juristischen Fakultät in Halle, Kurt Wolzendorff, von Oberlandesgerichtsrat Dr. jur. et phil. Bovensiepen, einen von Dr. Dietze aus dem Englischen übersetzten Aufsatz „öffentliche Schulden“ von James E. Thorold Rogers, der in sehr ausführlicher Weise das englische Bank- und Schuldenwesen während des Krieges berührt, einen Aufsatz „Mit oder Nichtschuldig“ von Ernst M. Dietze, in dem dieser zu dem Schluß kommt, daß das deutsche Volk in seinen unteren und mittleren Schichten auch nicht die leiseste Schuld am Ausbruch des Krieges gehabt hat, sondern diese ausschließlich der Kamarilla Wilhelms II. zufällt, ferner von Dr. Werner Kaußlich ein Aufsatz „Der Kaiser, die verhaßten Deutschen, die göttlichen Briten und die Sendung Christi“, und schließlich die Besprechung, einer „Widerlegung des formalen Relativismus Einsteins“ von Prof. Dr. Geißler. Die Besprechung stammt aus der Feder von Prof. Dr. Lorenz. Man sieht also, daß es Träger guter Namen sind, die in der Zeitschrift über die aktuellsten Fragen der Politik, Weltwirtschaft und Wissenschaft das Wort ergreifen.

Der Bund der Organisationen technischer Assistentinnen an wissenschaftlichen und industriellen Instituten (Botawi) gibt seit Januar d. Js. im Verlage von A. Haack Buchdruckerei, Berlin SW 48, eine Monatsschrift unter dem Titel **„Die Technische Assistentin“** heraus. Die Schriftleitung liegt in den bewährten Händen von Frl. Elise Wolff, Berlin-Wilmersdorf, Gründerin und 1. Vorsitzende der Vereinigung wissenschaftlicher Hilfsarbeiterinnen und ehemal. langjährige technische Assistentin von Prof. Alb. Fraenkel, Berlin, Krankenhaus am Urban. Die Zeitschrift entspricht dem Bedürfnis. Sie ist die erste, für die nicht akademischen, aber in gehobener Stellung arbeitenden weiblichen technischen Hilfskräfte an Staats-, Universitäts-, städtischen und privaten Instituten und Laboratorien. Sie umfaßt außer einem wissenschaftlichen, der Fortbildung dienenden Teil, einen Bundesteil, welcher die Berichte der 13 angeschlossenen Vereine aus allen Teilen Deutschlands enthält. Die Zeitschrift dient der Förderung des Berufes in wissenschaftlicher, sozialer und wirtschaftlicher Beziehung. Infolge der großen Auflage als Bundesorgan und des Interesses, das ihr aus Berufskreisen entgegengebracht wird, kann „Die Technische Assistentin“ allen Interessenten nur bestens empfohlen werden. Um einen Ueberblick über das Arbeitsgebiet der Zeitschrift zu geben, sei an dieser Stelle eine Inhaltsangabe des zuletzt erschienenen Heftes angeführt: „Objektauflösung“ von Dozent R. Schmehlik, Berlin-Lichterfelde, „Stereoaufnahmen in der Industrie“ von Elsa Hitzer, „Vakzinebehandlung, Heterovalzine, Proteinkörpertherapie und Protoplasmaaktivierung“ von Dr. Pierkowski, „Die technische Assistentin und die Tarifbewegung“ von E. Lohde, Referate und Bundes- und Vereinsnachrichten.

Zu Beginn dieses Jahres ist der **„Hausrat“**, eine Monatsschrift für „Kunst im Heim für jedermann“, (Verlag Konrad Hanf, D. W. W., Hamburg 8), unter Mitwirkung der Gemeinnützigen Deutschen Hausrat-Gesellschaften von Architekt Dipl.-Ing. Erich Leyser herausgegeben worden, mit dem Zweck, unter die Massen trotz der ernsten wirtschaftlichen Lage auf dem Gebiete der Wohnungskultur Anregungen zu bringen, und zwar durch vorbildlichen, preiswerten, technisch und qualitativ einwandfreien Hausrat. In geschmackvoller Weise zeigt diese Zeitschrift durch ein reiches Bilder-Material und kurze erläuternde Aufsätze, wie mit einfachen Mitteln eine zweckmäßige und gleich schöne Ausgestaltung der Wohnräume erzielt werden kann. Der Inhalt des „Hausrat“ befaßt sich in weitestem Sinne mit Möbel, Geschirr, Zimmerschmuck, Tapeten, Beleuchtungskörper usw., dessen Anschaffung für weiteste Kreise in Betracht kommt und ist auch auf die erzieherische, den guten Geschmack entwickelnde Aufgabe gerichtet, die Kenntnis des wirklich Schönen und Wertvollen zu verbreiten, wo es auf dem Gebiete der Wohnungsausstattung immer zu finden ist.

**„Die Gegenrechnung“**, eine Zeitschrift für Wahrheit und Recht (Verlag „Deutsche Eiche, München), will einem Wedruf gleich das deutsche Volk aufrütteln, daß es einsehe, welche Schmach ihm von seinem Feinden angetan wird, will das Märchen von der Schuld Deutschlands am Weltkriege zunichte machen, will den Boden bereiten für die große Stunde der Gegenrechnung und Vergeltung, die einst schlagen wird. „Der Schuldparagraph im Lichte der Tatsachen“, „Die Hunnen auf See und ihre frommen Gegner“, „Deutsche Schiffe unter dem Hammer“, „Ein französischer Kapitän über die Rheinarmee“, „Der Friedensvertrag“ von Freiherrn von Lersner — das sind Artikel aus der letzten Nummer der Zeitschrift, Artikel, die eine harte, bittere Sprache reden, die alle unter dem einen Motto stehen: „Wir vergessen nicht.“ Nein, wir wollen nicht vergessen und wir dürfen auch nicht vergessen, wenn wir noch Anspruch darauf machen wollen, unseren Ehrenschild rein zu halten.

**Das in verstärktem Umfange erschienene letzte Heft des „Alpenfreundes“** (Verlag: Der Alpenfreund, G. m. b. H., München) ist ein Gruß an unsere Südtiroler Brüder, die gerade in den Tagen der Tiroler Volksabstimmung wieder in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt sind. Ihnen soll damit gezeigt werden, daß in Deutschland nie der Gedanke einschlafen wird, das für die nächste Zukunft leider verlorene Deutschsüdtirol wieder dem Deutschtum und dem Reiche zurückzugewinnen. Eine Anzahl der besten Namen des Tiroler Schrifttums, F. v. Schullern, R. Pilt-Nordheim, Paul Rossi, K. F. Wolff, sind hier mit vortrefflichen Beiträgen vertreten, bringen Volkskundliches, Unterhaltendes, stimmungsvolle Schilderungen usw. Otto Oppel erzählt daneben von der ersten Begehung des Sexdpitz-Ostgrates bei entsetzlichem Schneesturm, Hanns Barth preist die Setscheda als den „schönsten Schiberg in Südtirol“. Eine Neuerung, die Romanbeilage, bringt den Anfang eines überm Gardasee zur Kriegszeit spielenden Werkes von Walter Schmidkunz, das sich schon mit diesen ersten vier Seiten als ein seltenes Meisterwerk moderner Prosakunst offenbart. Die im Hefte eingestreuten Gedichte des 1846 verstorbenen Tiroler Lyrikers F. v. Gilm scheinen heute geschrieben zu sein, sie sprechen geradezu frappierend Sorgen und Hoffnungen unserer Tage aus. Eine besondere Erwähnung verdient noch der Bildschmuck — man glaubt ein Heft aus Friedenszeiten vor sich zu haben! Wundervolle Kunstbeilagen und eine Fülle von Textbildern nach Gemälden, Holzschnitten, Zeichnungen und Photographien in ausgezeichneter Wiedergabe zeigen den „Alpenfreund“ abermals mit an der Spitze unserer gesamten illustrierten Zeitschriftenschar.

Zum ersten Male seit Kriegsausbruch lassen die **„Süddeutschen Monatshefte“** (Verlag der Süddeutschen Monatshefte München) mit ihrem Maiheft wieder eine Nummer erscheinen, die nicht einem besonderen Einzelgegenstand gewidmet ist und in früherer Weise Beiträge aus verschiedenen Gebieten des Wissens, der Politik und der Kunst enthält. An der Spitze steht ein Artikel von Prof. Dr. Georg Karo, dem Archäologen der Universität Halle, „Deutsche Schuld und deutsches Gewissen“. Besonderes Interesse wird die aus der Familie des verstorbenen Generaldirektors des Norddeutschen Lloyd, Heinrich Wiegand, mitgeteilte Aeußerung Wilhelms II. aus der Zeit der Algeciras-Konferenz erregen. Die Namen der Mitarbeiter dieser stets vornehm bleibenden Zeitschrift bürgen am besten für die Güte des Gebotenen, und die von ihnen behandelten Gebiete legen Zeugnis ab für die Vielseitigkeit des Inhalts dieser Zeitschrift. Wir lassen deshalb die Inhaltsangabe der Nummer mit Ausnahme der vorhin erwähnten Artikel folgen: Dr. Friedrich Wilhelm von Bissing, Professor der Aegyptologie an der Universität München: „Deutsche Kunstpflege im Kriege“; Dr. Adolf Dirr, Konservator am Ethnographischen Museum in München: „Was ist Völkerkunde?“ Dr. Ernst Traumann, Heidelberg: „Dante und Goethe“; Dr. Alois Höfler, Professor der Philosophie an der Universität Wien: „Weltdenken und Weltanschauen“; Dr. Heinrich Senfarth, Pastor der Hamburger Strafanstalten und Geschäftsführer des deutschen Hilfsvereins für entlassene Gefangene, Hamburg-Fuhlsbüttel: „Brennende Fragen aus dem Gebiete des Strafvollzuges“.

Was die Gebiete der Politik, des Lebens, der Kunst und des Wissens anbetrifft, so gehört die **„Deutsche Rundschau“** (Verlag der „Deutschen Rundschau“, Gebr. Paetel, Berlin) noch immer, wie auch in früheren Jahren, zu den führenden Zeitschriften. Auf dem gefährlichen Gebiete der Politik sucht sie, in großen Ueberblicken unparteiisch zu den gegenwärtigen Erscheinungen Stellung zu nehmen; sie beruht die aktuellsten Fragen in der Wissenschaft, bringt Novellen, Skizzen und andere literarische Beiträge aus der Feder anerkannter Schriftsteller, bietet eine literarische Rundschau, eine umfassende Uebersicht über das Berliner Kunstleben und Berliner Theater — so daß jedem, der in irgend eine wissenschaftliche, künstlerische oder politische Frage der Gegenwart tiefer eindringen will, etwas geboten wird. Galt das Aprilheft der „Deutschen Rundschau“ der Erkenntnis der verschiedenen Völkerpersönlichkeiten, so enthält das Mai-Heft wertvolle Beiträge zur tieferen Erkenntnis der Einzelpersönlichkeit. Der bekannte Forscher am Schweizer Institut für Ausdruckskunde Klichberg, Dr. Ludwig Klagens, entwirft ein klares Bild von den feinsten inneren Zusammenhängen von Handschrift und Charakter. Es folgt eine Arbeit des feinen Menschenkenners Richard von Schaukal, der in einer groß angelegten novellistischen Studie „Die Krücke“ die ganze Alltagstragik des von der Weltkatastrophe zermalmten Gegenwartsmenschen aus dem sterbenden Wien herausarbeitet. Schlichteres, und darum glücklicheres und stärkeres Menschentum zeigt uns der finnische Schriftsteller Simo Eronen, der in seiner Novelle „Der Todeslauf des Jägers Lari“ die urmächtige Jägernatur seines Volkes meisterhaft schildert. Eine deutsche Gelehrtenpersönlichkeit, bei der wissenschaftliches Forschen mit künstlerischem Temperament vereint war, nämlich Ferdinand Gregorovius, der geniale Mittler zwischen deutscher Wissenschaft und italienischer Kultur, findet durch den Generaldirektor der Staatsarchive Geheimrat Prof. Dr. Paul Kehr eine eingehende Würdigung. Zwei Arbeiten führen dann zu Erscheinungen, die das allgemeine Welt- und Menschheitsbild grundlegend beeinflussen. Der bekannte Physiker, Professor Dr. Gustav Mie legt, von Elementarsten ausgehend mit erstaunlicher Klarheit in das Wesen der Einsteinschen Gravitationstheorie einführend, die ungeheure Bedeutung dar, die diese neuste Theorie auf die gesamte wissenschaftliche Forschungsweise auslöst, während Regierungsrat Hugo Elbertzhagen durch einen umfassenden historischen Ueberblick den Einfluß großer Katastrophen im Natur- und Völkergeschehen auf Weltanschauung und Glauben verfolgt, eine Untersuchung, die im Hinblick auf die gegenwärtige Weltkatastrophe auch von großem aktuellen Interesse ist.

C. H. B.

## Bunte Zeitung.

**Das kürzeste Romankapitel.** In Londoner Blättern wird gegenwärtig lebhaft die Frage erörtert, welcher englische Schriftsteller das kürzeste Romankapitel geschrieben hat. Man hatte bisher Bulwer die Palme zugesprochen, der in seiner Novelle „Was will er damit tun?“ im dritten Kapitel des Buches unter der Ueberschrift „Erlösung“ nur das eine Wort „Pudel“ schreibt. Aber Lord Lytton kann in Wahrheit als Rekordhalter mit Bezug auf die Kürze des Textinhaltes gelten. Ein englischer Literat macht vielmehr darauf aufmerksam, daß in Sachen der Kürze Lawrence Sterne als der Preisträger zu gelten habe. Im 18. und 19. Kapitel seines „Tristan Shandy“ begnügt er sich nur mit der Titelüberschrift und ersetzt den Text durch eine Reihe Gedankenstriche, die es dem Leser überlassen, sie durch Worte zu ergänzen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210510026/fragment/page=0002